

Vorstellung der Kongregationsgeschichte auf dem Generalkapitel in Rom am 27. November 1998

Ich möchte Ihnen die Kongregationsgeschichte vorstellen. Sie ist durch die Fülle der Details recht umfangreich geworden. Was ist daran das Wichtigste?

Für mich ist es die Frage, wie Gott durch eine solche Kongregation in der Welt wirkt. Im Verlauf der Arbeit habe ich oft gestaunt und mich gewundert. Daran will ich jetzt anknüpfen. Vielleicht liegt im Staunen über das Ungewöhnliche der Schlüssel für das, was man vom Wirken Gottes beobachten kann.

Historische Ausgangssituation

Zunächst einmal ist es bemerkenswert, dass die Kongregation in ihrer Aufgabenstellung, Spiritualität und Lebensweise genau auf die historische Situation zugeschnitten ist, in der sie entstanden ist und weiterhin gewirkt hat. Das ist ja nicht bei allen Orden der Fall.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte die Säkularisation zahlreiche Klöster aufgelöst und die katholische Kirche großer Besitztümer beraubt. Die Reaktion darauf war ein religiöser Neuaufbruch, der sich durch Konversion auch zahlreiche Protestanten anschlossen.

Die soziale Lage war bedrohlich. Die Industrialisierung und ein starkes Bevölkerungswachstum hatten die bisherige soziale Sicherung durch die Familien zusammenbrechen lassen. Es kam zu einer sozialen Verelendung, die man bis dahin nicht kannte.

Gründung

Da schlossen sich 1842 in Neisse vier Frauen zu einer kleinen Gemeinschaft zusammen. Die Initiatorin Klara Wolff sagte von sich: „Der liebe Gott hat mir schon früher eingegeben, wie gut es wäre, wenn es Menschen gäbe, die sich der Pflege aller Kranken ohne Unterschied des Standes unentgeltlich unterzögen.“

Hier waren vier Menschen, die hörten, was Gott von ihnen wollte. Sie handelten danach, legten ihre Ersparnisse zusammen, nahmen eine gemeinsame Wohnung und einigten sich darauf, Kranke ambulant in deren Wohnungen zu pflegen, ohne dafür Geld zu verlangen. Ihren eigenen Unterhalt wollten sie durch Nährarbeiten verdienen.

Sie begannen mit einem Gottesdienst in der Pfarrkirche und einem gemeinsamen Gebet in ihrer Wohnung, denn sie wollten in der Bindung an die Kirche arbeiten.

Kritische Reaktion der Umwelt

Es kam zu jahrelangen Verdächtigungen und Ermittlungen, um herauszufinden, was diese Frauen eigentlich wollten. Sie wurden von der Polizei vorgeladen, in Zeitungsartikeln beschimpft, in Vorträgen in der Pfarrgemeinde verdächtigt, vom Pfarrer verurteilt.

Jeder fragte sich etwas anderes: Was verabreichen sie den Kranken eigentlich? Welcher Arzt kontrolliert das? Von wem bekommen sie Geld, und was machen sie damit? Ist an ihrem Lebenswandel vielleicht etwas auszusetzen? Hat nicht eine von ihnen schon ein Kind bekommen? Oder: Haben sie etwa einen Orden gegründet, ohne vorher die bischöfliche Genehmigung einzuholen? Alles wurde genau geklärt. Aber es fand sich nichts, was man ihnen vorwerfen konnte, und man musste sie gewähren lassen.

Eingreifen von außen

Es gab allerdings nicht nur Kritik, sondern auch Zustimmung in der Bevölkerung; die ersten Wohltäter begannen, die vier Frauen zu unterstützen, und daraus ergab sich die nächste Schwierigkeit. Das Problem lag im Geld - aber nicht im Geld, das ihnen fehlte, sondern im Geld, das sie geschenkt bekamen. Es musste ordnungsgemäß verbucht werden, und dafür brauchte man einen Verein.

Vom Ortskaplan, ihrem geistlichen Begleiter, und von einem Priester des Ordinariates in Breslau erhielten sie gut gemeinte Ratschläge, wie sie die Rechtsfähigkeit erlangen und eine kirchliche

Gemeinschaft bilden könnten. Damit wurde den Frauen, die bisher alles in eigener Regie gemacht hatten, die Initiative aus der Hand genommen. Das Ergebnis war, dass ihr Unternehmen nach kurzer Zeit scheiterte.

Sie traten in das Noviziat der Borromäerinnen ein, verließen es aber wieder, weil sie dort ihr eigentliches Anliegen der ambulanten Krankenpflege nicht verwirklichen konnten.

Das ist auch erstaunlich: sie wollten alles richtig machen, folgten den Vorschlägen ihrer kirchlichen Berater, und es misslang. Ihren Ratgebern fehlte das Verständnis für ihren speziellen Auftrag. Die Frauen selbst benötigten längere Zeit, um sich darüber klar zu werden, was sie eigentlich wollten und wie sie es erreichen konnten.

Neuanfang 1850

1850 trafen sich zwei der vier Gründerinnen in Neisse wieder. Sie hatten acht Jahre voller Schwierigkeiten hinter sich: Streitigkeiten, an denen sie selbst gar nicht beteiligt gewesen waren, sondern die andere über sie geführt hatten; den Tod der Mitgründerin Mathilde Merkert, die sich bei der Krankenpflege infiziert hatte; das Ausscheiden der ursprünglichen Initiatorin Klara Wolff, die Neisse aufgrund der Auseinandersetzungen in der Pfarrei verlassen hatte. Die beiden übrigen gebliebenen, Maria Merkert und Franziska Werner, waren einige Jahre bei den Borromäerinnen gewesen, aber wieder ausgetreten, weil sie spürten, dass dort nicht ihr Platz war.

Es sah aus, als sei ihr Unternehmen auf der ganzen Linie gescheitert. Was sollten sie jetzt tun? Sie entschieden sich, zu zweit nochmals mit derselben Arbeit zu beginnen.

Dieser Neubeginn ist noch erstaunlicher als die ursprüngliche Gründung. Man kann sich vorstellen, dass die Gründerinnen anfangs mit einem naiven Idealismus ans Werk gegangen sind und geglaubt haben, dass mit der Hilfe Gottes die ganze Sache reibungslos klappen wird. Jetzt wussten sie, wie schwierig ihr Vorhaben war, auf welche Widerstände sie stießen und mit welchen persönlichen Angriffen sie rechnen mussten. Sie hätten Grund gehabt, von der Kirche enttäuscht zu sein, sich über die Polizei, den Pfarrer und den Bischof zu ärgern, angesichts der ganzen Situation zu resignieren.

Aufbau unter dem Schutz der weltlichen Behörde

Statt dessen fingen sie nochmals von vorne an. Jetzt wussten sie, was sie wollten. Es ging ihnen um die ambulante Pflege der Kranken in deren Wohnungen, die damals ein neuartiges Vorhaben war.

Um es zu verwirklichen, wählten sie jetzt aber einen anderen Weg als beim ersten Versuch.

Sie konnten nicht ganz alleine arbeiten, das hatten sie gesehen. In der Pfarrgemeinde fanden sie keine Stütze, sondern stießen auf heftige Ablehnung. Deshalb wandten sie sich nun an die Stadtverwaltung und arbeiteten mit ihr zusammen. Für das protestantische Preußen, in dem die Obrigkeit der katholischen Kirche grundsätzlich misstrauisch gegenüberstand, war das ein gewagter Schritt, wenn man im Rahmen der Kirche bleiben wollte.

Es ist erstaunlich, dass die Schwestern diesen Balanceakt schafften. In Zusammenarbeit mit der Neisser Stadtverwaltung bauten sie ihr Gemeinschaftsleben und ihre Arbeit neu auf. Das Ergebnis überzeugte auch den Bischof, und sie wurden 1859 als bischöfliche Gemeinschaft anerkannt.

Wachstum

Überraschend ist nicht nur, dass die kirchliche Anerkennung auf einem solchen Wege errungen wurde, sondern auch, dass sich die Gemeinschaft sehr schnell vergrößerte: die Zahl der Schwestern stieg in den neun Jahren zwischen Neubeginn und kirchlicher Anerkennung von zwei auf 67, die Zahl der Niederlassungen von einer auf zwölf. Das Wachstumstempo steigerte sich in den nächsten Jahrzehnten noch. Zwischen 1850 bis 1900 stieg die Zahl der Schwestern auf fast 2.000, die Zahl der Niederlassungen auf weit über 200.

Dabei hatte die Kongregation nicht viel an materieller Sicherheit und Wohlfahrt zu bieten, forderte aber dafür ganzen Einsatz.

Die Wohnungen, in denen die Schwestern ihre Arbeit in neuen Niederlassungen begannen, waren oft so schlecht, dass sie leer gestanden hatten, weil sie für niemanden gut genug waren. Die Schwestern erhielten nur das Lebensnotwendige, das ihnen die Gemeinde und Wohltäter zukom-

men ließen, oder das sie manchmal selbst erbetteln mussten. Die Nachfrage nach ambulanter Krankenpflege war groß, und die Arbeit war schwer. Vor allem die Nachtwachen waren anstrengend. In den ersten Jahrzehnten konnten viele Schwestern nur jede zweite Nacht schlafen. Neben der normalen Arbeit gingen sie noch in Notstandsgebiete, in denen Seuchen ausgebrochen waren, unter anderem nach Hamburg zur Zeit der Cholera 1892. Die meisten Schwestern wurden nicht älter als fünfzig Jahre.

Es ist nicht selbstverständlich, dass sie überhaupt unter solchen Bedingungen gearbeitet haben. Und gerade deshalb ist es bemerkenswert, dass sich so viele junge Frauen der Gemeinschaft anschlossen.

Lob von Arbeitgebern

Von allen, die die Schwester bei der Arbeit beobachteten, wurden sie über die Maßen gelobt. Sie arbeiteten nicht nur in der ambulanten Krankenpflege, sondern wurden auch von Stadtverwaltungen angefordert, um heruntergekommene Spitäler wieder in Schwung zu bringen; das gelang ihnen.

Interessanterweise wirkte es sich jetzt positiv aus, dass sie bei den Borromäerinnen gewesen und dort wieder ausgetreten waren. Denn auf diesem Umweg hatten sie alles gelernt, was sie jetzt brauchten. Das Noviziat war nicht nur eine gute Schule für den Aufbau der eigenen Gemeinschaft gewesen, sondern hier waren sie auch in der Krankenpflege und der vorbildlichen Führung von Krankenhäusern ausgebildet worden. Das konnte man damals überhaupt nur bei den Borromäerinnen lernen.

Praktischer Nutzen der Nachfolge

Wenn man diesen Erfolg betrachtet, stellt man etwas Unerwartetes fest: dass ein Leben nach den evangelischen Räten auch praktischen Nutzen brachte.

Die Schwestern lebten persönlich in großer Armut und teilten alles mit den Menschen, für die sie arbeiteten. Dies führte dazu, dass sie mit Spenden fast überhäuft wurden. Viele Menschen waren bereit, etwas zu geben, aber sie wollten auch sehen, dass es bei den wirklich Bedürftigen ankam. Bei den Elisabethschwwestern konnte man das beobachten. Sie wirkten so als Mittler eines sozialen Ausgleiches in einer Zeit, die noch keine Sozialhilfe, Krankenversicherung und Altersrente kannte.

Erstaunlich ist auch der praktische Nutzen der Spiritualität des Opfers, die im 19. Jahrhundert sehr gepflegt wurde. Man suchte geradezu Unannehmlichkeiten, um dem leidenden Christus ähnlich zu werden und dadurch in enge Gemeinschaft mit Gott zu kommen. Wer mit dieser Einstellung an die Krankenpflege ging, hatte ein reiches Betätigungsfeld. Er konnte Dinge tun, die niemand gerne tat. Insofern wurden die Schwestern gesuchte Kräfte.

Sie praktizierten diese Spiritualität mit letzter Radikalität bis in die kleinste alltägliche Situation. Sie ordneten restlos alles ihrem Lebensziel der Hingabe an Gott unter wie ein Hochleistungssportler, der nicht fragt, ob sein Leben nach allgemeinen Maßstäben vernünftig und ausgewogen ist, sondern mit welchen Mitteln er sein Ziel erreicht.

Es ist erstaunlich zu beobachten, wie aus der persönlichen Frömmigkeit der vier Gründerinnen, die sich ausschließlich an der allgemeinen kirchlichen Spiritualität orientierte und überhaupt keine besonderen, neuen und originellen Elemente aufwies, ein Werk entstand, das große Dimensionen hatte.

Die Schwestern verbanden auf neue Weise einen ziemlich radikalen Lebensstil in der Nachfolge Jesu mit einer erfolgreichen, praktischen Arbeit, die notwendig war und die niemand sonst in gleicher Form tun konnte. Sie hatten nicht nur Anteil an der religiösen Erneuerung im 19. Jahrhundert, sondern sie kamen auch angesichts der sozialen Frage wie gerufen. Dies faszinierte viele und trug zum schnellen Anstieg der Schwesternzahlen bei.

Vielleicht kann man sagen, dass die neuen, sozial tätigen Kongregationen im 19. Jahrhunderts so etwas wie Gottes Antwort auf die sozialen Probleme der damaligen Zeit waren. Es wurden damals verschiedene Antworten gegeben, auch politische, die bis heute nachwirken. Die Schwestern wussten anfangs von Krankenpflege und von Sozialpolitik überhaupt nichts. Sie taten nur das, was sie persönlich von Gott gehört hatten. Und sie wendeten das, was die Kirche lehrte, auf ihr Le-

bensumfeld an. Daraus entstand etwas ganz Neues.

Emanzipation

Erwähnenswert ist auch die große Selbständigkeit der Frauengemeinschaft in der von Männern dominierten Gesellschaft. Die Schwestern forderten keine Rechte ein, sondern taten einfach, was sie für richtig hielten.

Auch für Ordensschwestern war ihr Lebensstil ungewöhnlich: sie lebten nicht in strenger Klausur, wie es damals weitgehend üblich war, sondern besuchten die Wohnungen fremder Leute. Sie blieben auch über Nacht und hielten Wache bei den Kranken. Für die damalige Zeit war es fast anstößig, dass Krankenschwestern auch Männer pflegten.

Aufgaben

Die Kongregation übernahm völlig neue Aufgaben. Sie gehörte zu den ersten katholischen Kongregationen, die im Krieg Verwundete pflegten. Die Schwestern taten dies mit solchem Erfolg, dass in der preußischen Armee der Befehl erging, sie wie Offiziere zu grüßen.

Ihr Einsatz führte auch dazu, dass sie in Friedenszeiten in mehreren preußischen Militärlazaretten angestellt wurden. Erstaunlich ist, dass das protestantische Preußen für diese Arbeit katholische Ordensschwestern nahm.

Die Kongregation erhielt die staatliche Anerkennung. Die deutsche Kaiserin Augusta wurde eine ihrer größten Förderinnen. Die Schwestern waren bald etabliert. Sie wurden bei Hofe eingeladen und erhielten das dort übliche Gastgeschenk: Zigarren. Daran wird schon deutlich, dass sie nicht so ganz in den Rahmen der Gesellschaft passten, die sie zeitweise bewunderte.

Die Schwestern suchten diese Anerkennung nicht. Sie gingen vielmehr immer dahin, wo sie am dringendsten gebraucht wurden, und wo oft mehr Spott als Bewunderung zu ernten war.

Dies galt für die protestantischen Gebiete in Deutschland. Wenn die ersten Schwestern sich dort im Ordenskleid auf der Straße zeigten, liefen ihnen die Kinder nach, und die Erwachsenen blieben stehen. Dies galt auch in der skandinavischen Diaspora in Schweden und Norwegen. Dort lagen die wenigen Gemeinden weit auseinander, die Priester brauchten Hilfe auf allen Gebieten des Gemeindelebens und der Seelsorge, und das unter schwierigen klimatischen und finanziellen Verhältnissen. Auch hier hatten die Schwestern anfangs einen schweren Stand, wurden aber vor allem in Schweden zu einer wesentlichen Stütze der katholischen Kirche, obwohl die Gesetze ihre Tätigkeit eigentlich verboten.

Politische Behinderungen

Es ist erstaunlich zu beobachten, auf wie viel politische und staatliche Ablehnung die Schwestern im Verlauf von 150 Jahren in den unterschiedlichsten Gesellschaftssystemen gestoßen sind. Dabei wollten die Schwestern überhaupt nicht politisch sein und widmeten sich nur ihren Aufgaben. Aber alle Angriffe gegen die Kirche richteten sich unmittelbar gegen die Orden; insofern standen die Schwestern hier immer in vorderster Front. Bemerkenswert ist auch, dass die Schwestern sich überall behaupten konnten, im Unterschied zu den Herrschern und politischen Systemen, die sie bekämpften.

Dies begann mit dem Kulturkampf in Deutschland. Alle Orden wurden verboten, wenn sie sich nicht ausschließlich mit Krankenpflege befassten. Die Elisabethschwestern konnten weiterarbeiten, aber wegen der gesetzlichen Bestimmungen jahrelang keine neuen Mitglieder aufnehmen. Auch nach dem Ende des Kulturkampfes wurde ihre Arbeit staatlich überwacht, jede neue Initiative war genehmigungspflichtig.

Der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg brachten Einschränkung und Verfolgung in allen europäischen Ländern mit sich. Unter der anschließenden kommunistischen Herrschaft hatten vor allem die Schwestern hinter dem Eisernen Vorhang in der DDR, Polen und Osteuropa zu leiden. Die politische Teilung war aber auch eine Belastung für die Kongregation als ganze und hätte ihre Spaltung zur Folge gehabt, wenn die Schwestern nicht trotz aller Schwierigkeiten ihre Einheit erkämpft hätten.

Bindung an die Kirche

Was ist das Geheimnis des Erfolges? Es liegt sicherlich in der Bindung an die Kirche, von der Franziska Werner in den Schwierigkeiten des Kulturkampfes an Kaiserin Augusta schrieb: "Nur in Verbindung mit der Kirche kann von einer gesegneten Wirksamkeit die Rede sein, da nicht zeitlicher Lohn und Anerkennung die Quelle ist, aus der wir die Kraft zu diesem opfervollen Leben schöpfen, sondern die Religion mit ihren reichen Gnadenmitteln, welche von der katholischen Kirche so mannigfach geboten werden, dass jede Mühe und Anstrengung, weil aus Liebe zu Gott gebracht, leicht und süß wird."

Es wird in den Chroniken der Niederlassungen immer wieder deutlich, welche Bedeutung für die Schwestern eine Hauskapelle hat, wie groß die Freude ist, wenn Christus persönlich unter ihnen wohnt, und welche Bedeutung der Empfang der Sakramente auch in Extremsituationen hat. In der Endphase des Zweiten Weltkrieges, bei Flucht und Vertreibung, als jeder mit sich selbst genug zu tun hatte, um sein eigenes Leben lief, sich um seine eigene Ernährung sorgen musste, zu seiner eigenen Sicherheit vor den Ausschreitungen der sowjetischen Soldaten flüchtete, da blieben die Schwestern auf ihren Posten, bei den Kindern, alten Leuten und Kranken, für die sie zuständig waren. Sie nahmen dabei große Risiken in Kauf, und viele mussten Schreckliches durchmachen. Und wenn gerade ein Priester des Weges kam, war das erste und wichtigste, die Gelegenheit zur Beichte zu nutzen.

Die einzelne Schwester verstand sich als Braut Christi, in einem ganz wörtlichen Sinne, bis zur letzten Konsequenz. So steht im Neisser Totenbuch folgende Bemerkung neben dem Sterbedatum einer Schwester, die nur wenig älter als zwanzig Jahre wurde: "Starb als glückliche Braut gleich nach der Profess an den Pocken."

Heute

Auch den heutigen Schwierigkeiten und Belastungen hat sich die Kongregation mit demselben Einsatz gestellt wie die früheren Generationen. Sie hat nicht nur mit großem Engagement die vom Konzil angeregte Erneuerung verwirklicht, was nicht ohne Probleme und Verluste möglich war. Sie ist auch in neue Arbeitsfelder in Südamerika und Osteuropa gegangen. Und sie zeigt eine erstaunliche Gelassenheit angesichts des bedrohlichen Mangels an Neueintreten in Deutschland.

Gerade daran kann man sehen: die Kongregation hat sich die Frische des Anfangs bis heute bewahrt. Dabei gehört sie mit 150 Jahren schon zu den erfahrenen Kongregationen in der Kirche.

Johannes Mertens